

**Theaterpredigt zu „Eine Familie“ von Tracy Letts
Sonntag, 4. Juli 2010, Apostelkirche Münster**

Bibeltexte: 1. Mose 27,1-38 / Lukas 2,41-50 / Matthäus 12,46-50

Liebe Gemeinde,

wir merken schon beim Betreten des Theaters: da stimmt was nicht. Was einem eigentlich vertraut ist, scheint völlig verdreht, im wahrsten Sinn des Wortes verrückt: wo wir Zuschauer im Kleinen Haus sonst immer sitzen, ist auf einmal die Bühne. Und so können wir das Theater nur betreten, wenn wir über die Bühne gehen – also sinnbildlich: jeder von uns spielt eine Rolle im Familien-Theater. Denn wie unterschiedlich wir auch immer sind – jede und jeder von uns stammt aus irgendeiner Art von Familie. Und viele von uns leben auch jetzt noch in einer Familie. Aber so verrückt wie bei dieser amerikanischen Familie ging oder geht es doch zuhause bei uns nicht zu – Gott sei Dank, oder???

Der Stoff, aus dem dieses noch recht junge, preisgekrönte Theaterstück gemacht ist im Anschluss an eine lange Tradition von Büchern, Bühnenwerken und Filmen, die die menschliche Familie als Gruselkabinett, Abgrund, Moloch darstellen – der Stoff bezieht seine Unterhaltsamkeit und seine Brisanz aus dem genauen Gegenbild, dem uralten Ideal, dem Mythos von der heilen, ja heiligen Familie. Dieses Ideal, dieser Mythos wird von Tracy Letts wieder einmal mehr gründlich zertrümmert.

Da sind die Eltern, die uns im Mythos der heilen Familie als starke, vorbildliche Persönlichkeiten erscheinen – im Stück: eine sucht- und krebserkrankte, egomanische Mutter und ein Vater, der nach einem spektakulären Anfangserfolg beruflich nichts mehr zustande bringt und als gescheiterter Literat im Suizid endet.

Da sind die Mütter, von denen wir im Mythos träumen, wie sie liebevoll, fürsorglich und gerecht ihre Kinder versorgen – im Stück erniedrigen und demütigen sie alle ihre Kinder, ob Violet, Barbara oder Mattie Fae.

Da sind die Geschwister, die im Mythos zusammenhalten brüderlich und schwesterlich – im Stück, da reden und leben sie aneinander vorbei, neiden sich gegenseitig und bekämpfen sich immer wieder bis aufs Blut.

Da ist die ganze Familie, die im Mythos als eine Burg der Harmonie und der Wahrhaftigkeit Schutz bietet – im Stück gibt es, wenn man zusammenkommt, eigentlich nur ätzende Konflikte und jede Menge Heimlichkeiten, Lug und Trug.

In diesen Spannungen zwischen heilem Mythos und grausamer Realität lebt und explodiert das Stück immer wieder und hält uns in Bann. Aber wo kommt eigentlich dieser Mythos der heilen, ja heiligen Familie her? Aus der Bibel jedenfalls nicht, liebe Gemeinde.

Denn das Erste Testament erzählt uns immer wieder eigentlich genau die gleichen Geschichten wie Tracy Letts: nicht von Harmonie und Friede, Freude Eierkuchen, sondern von Missverstehen, Neid, Streit und Zerrüttung. Ein Beispiel, das man auch gut auf die Bühne bringen könnte, haben wir eben gehört. Beverly heißt dort Isaak, der dem Ende entgegengeht, nicht mehr soviel mitkriegt und gründlich betrogen wird. Violet heißt Rebekka, die ihr Lieblingskind hat und aus dem eigenen Kalkül ihren Mann und ihren Erstgeborenen demütigt

und hinter's Licht führt. Und die gnadenlos konkurrierenden Geschwister heißen Jakob und Esau.

Und das Neue Testament erzählt gar nicht mehr viel von Familie. Im damaligen Endzeitgefühl schob sich die neue christliche Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern vor die traditionelle Familie. Und über Jesus und seine Familie wird vorwiegend von Konflikt und Ablösung erzählt. Die eigentlich heilige Familie Maria, Joseph und Jesus würde nach heutigen Maßstäben auch nicht völlig aus dem Rahmen fallen – die Vaterschaft ist unklar, der Vater taucht dann gar nicht mehr richtig auf, und von der Mutter muss man sich beizeiten gut abgrenzen.

Nein, biblisch ist der Mythos nicht. Aber wo kommt er her? Ich glaube, er kommt aus unserer Sehnsucht, liebe Gemeinde. Wir sehnen uns nach heilen, verlässlichen, wohltuenden Beziehungen, nach einer Gemeinschaft, in der Werte noch etwas zählen. Und auf was könnten wir diese Sehnsucht treffender richten als auf dieses entscheidende Nest, diese wichtigste Lebensschule, diese prägendste Gemeinschaft für uns Menschen, die Familie. Zumal andere Wertegemeinschaften ihre Glaubwürdigkeit längst mehr oder weniger eingebüßt haben. Der Politik nimmt man ihre Werte längst nicht mehr ab – die Banken als frühere Horte der Verlässlich- und Ehrbarkeit sind in der Finanzkrise vom Sockel gestürzt – und auch die Kirchen sind seit langem und verstärkt durch die jüngsten Turbulenzen in einer tiefen Glaubwürdigkeitskrise. Bleibt am Ende nur noch die Familie als unseres Glückes Schmiede. Aber die ist gnadenlos überfordert mit all den Sehnsüchten und Ansprüchen, die sich früher auch auf ganz andere Instanzen gerichtet haben.

Und nun? Was heißt das? Wir merken ja, dass das, was die Familie Weston auf der Bühne versucht, nicht zu schaffen ist. Denn sie wollen ja eigentlich eine glückliche, erfolgreiche, irgendwie heile und perfekte Familie sein und landen damit in Lüge, Streit und Chaos. Dass Little Charles gar nicht der Sohn seines Vaters, sondern der seines Onkels ist; dass Barbara und Bill, das frühere Traumpaar, sich trennen werden, das soll alles in familiären Schließfächern verschlossen sein, soll nicht zur Sprache und ans Tageslicht kommen, um das Familienideal nicht zu zerstören. In der Spannung zwischen heil und unheil, perfekt und zerrüttet, liebevoll und hasserfüllt geht es aber nicht darum, die schwarze Seite auszuschalten und die weiße Seite zu verwirklichen. Sondern es geht tagtäglich darum, die Spannung auszuhalten. Das aber fällt uns so schwer. Das ist das Schöne am Fußball, und das genießen wir wieder in diesen vier Wochen der Weltmeisterschaft: dass beim Fußball sich die Spannung auflöst nach 90 Minuten, spätestens nach dem Elfmeterschießen. Und dann haben wir klare Verhältnisse: Einen Sieger und einen Verlierer. Und wenn man sich dann auf der Siegerseite wiederfindet, so wie gestern, das ist einfach herrlich. Könnte das Leben nicht immer so sein? Nein, bitte nicht! Denn stellen Sie sich vor, in unserem Zusammenleben würde es immer darum gehen, zu gewinnen oder zu verlieren, und in Familien würden einige immer siegen und andere immer verlieren. Lassen wir den ständigen Kampf um die klaren Verhältnisse auf dem Fußballplatz. Im Alltag geht es darum, die Ambivalenz des familiären wie jedes menschlichen Zusammenlebens wahrzunehmen. Auszuhalten, dass das Familienleben nicht schwarz oder weiß ist, sondern oft genug grau, manchmal auch grausam, hin und wieder aber auch liebevoll – eben spannungsvoll. Wir sehnen uns nach dem perfekten Nest und Rückzugsort. Und genau so wird die Familie entweder verherrlicht im Mythos, oder – eine moderne Variante, sie wird vermieden, man gründet gar keine Familie mehr oder verlässt sie schnell wieder, wenn es Spannungen und Unzufriedenheiten gibt. Der vielleicht zeitgemäßeste familiäre Spannungspol ist der zwischen Freiheit und Bindung. Die Freiheit, die Individualität hat in den letzten Jahrzehnten gesellschaftlich und persönlich sehr an Gewicht gewonnen, gut so. Aber wir merken zunehmend, besonders an den Kindern, dass

die verlässliche Bindung genau so wichtig ist. Und wo die Freiheit auf Kosten von Bindung verwirklicht wird, nehmen die Kinder oft schweren Schaden. Was z.B. Eltern, die sich trennen, vor die schwierige Aufgabe stellt, als Paar auseinanderzugehen, aber als Eltern eigentlich um der Kinder willen, weiter eng zusammenhalten zu müssen. Die Familie ist in der Krise. Und da die Familie die Keimzelle der Menschen ist, ist die Krise der bürgerlichen Kleinfamilie ein ernsthaftes Problem der Gesellschaft. Aufwändigste Studien beschäftigen sich ganz aktuell mit der Frage, wie partnerschaftliches und familiäres Zusammenleben heute funktioniert, woran es scheitert und wie es sich zukünftig entwickelt. Vielleicht, in Klammern, ist ja das Theater, das die bürgerliche Koalition miteinander aufführt, und das manchen Bühnenstücken an dramatischen und grotesken Szenen in nichts nachsteht, u.a. auch ein Spiegel der bürgerlichen Familienkrise. Auf der großen politischen Bühne wie auf der Bühne im Kleinen Haus streitet und zerfleischt man sich ungeniert, und dann will man sich wieder vertragen, ohne dass die Konflikte wirklich gelöst werden, doch der Burgfriede hält gerade mal bis zum nächsten Akt.

Was hilft? Im Theaterstück ist es die Indianerin, die der verschwundene Ehemann und Vater zur Versorgung seiner kranken Frau noch eingestellt hat – seine letzte und im Stück einzig erkennbare gute Tat. Sie scheint wie eine Lichtgestalt, die die zermürbenden Familiendramen immer wieder durchbricht und abmildert. Ich fand es zunächst etwas platt und klischeehaft, als verkörpere die Indianerin gegenüber der dekadenten westlichen Zivilisation der Einwanderer die vermeintlich heile Welt der Ureinwohner. Aber der Regisseur Markus Kopf machte mich darauf aufmerksam, dass ich hier wohl meinerseits meine Sehnsüchte projiziere in Johnna, die Indianerin. Und tatsächlich, von heiler Welt ist bei ihr ja keineswegs die Rede. Sie ist ganz einfach auf diesen merkwürdigen Job angewiesen, um zu überleben. Aber sie führt diesen Job auf eine ebenso besondere wie schlichte Weise aus. Ihr Ausgangspunkt ist die Dachkammer hinter den Zuschauern, in die sie sich immer wieder wie eine Beobachterin zurückzieht. Und von diesem Refugium geht sie in die Szenen rein, versorgt die basalen Bedürfnisse der Familie, und tut immer wieder einfach nur das gerade Notwendige.

Das besondere und hervorsteckende an Johnna ist, dass sie einfach da ist, nicht verstrickt und verwoben im Familienchaos, sondern frei, um wach und besonnen das gerade Notwendige zu tun. Johnna trägt nach einem Stammesbrauch ihre Nabelschnur in einem Beutel immer bei sich. Das ist ein interessantes Detail, das in zweierlei Hinsicht symbolisch interessant ist. Denn erstens zeigt es, dass sie ganz klar abgenabelt ist. Aber zweitens, da sie ihre Nabelschnur immer bei sich trägt, wird auch die bleibende familiäre Bindung symbolisiert. Johnna sagt: „Wenn wir den Beutel verlieren, wissen unsere Seelen nicht, wo sie hingehören.“ Im Gegensatz dazu wirken die Kinder der Familie Weston alle ziemlich unabgenabelt und gleichzeitig nicht in der Lage, erwachsene Bindungen in der Familie zu leben.

Regisseur Markus Kopf verriet mir, er habe Judith Patzelt, der Darstellerin von Johnna, bei den Proben gesagt, sie solle nicht zu engelhaft auftreten. Er meinte damit wohl zu abgehoben und heilig. Aber ich glaube, genau das ist ein Kennzeichen von Engeln, nicht, dass sie heilig und abgehoben sind, sondern dass sie oft im rechten Moment, oft in der Not, frei sind, also nicht verstrickt und verwoben, um einfach da zu sein. Sowas erlebe ich jedenfalls im Krankenhaus recht oft. Das Stichwort „Da sein“ kommt übrigens im Stück als Sehnsucht öfter vor. Karen, eine der Töchter, will immer so gern einfach „da sein“ und das Leben genießen, aber nachdem sie als Teenie immer vom Märchenprinzen geträumt hat, taumelt sie von einer unglücklichen Männerbeziehung in die nächste. Oder Barbara, die da sein will für ihre Mutter, um ihr zu helfen, um sie zu retten, aber die sich immer wieder von Violet zurückgestoßen fühlt, die weit wegzieht und vielleicht alle 2 Jahre einmal kommt, und die sich am Ende des Stückes rettet oder untergeht, indem sie wohl endgültig weggeht aus dem

irren Zuhause. Nein, keines der Familienmitglieder kann wirklich und einfach da sein, für sich oder für andere. Jeder ist gefangen in alten Geschichten, traumatischen Erfahrungen, Wunschbildern, Geheimnissen und Lügen, und alle fliehen in Süchte und Streitereien und Suizid und Tölperei. Es ist so einfach und gleichzeitig immer wieder so schwierig, da zu sein. Ich glaube, dafür brauchen wir eine andere Ebene, so wie die Indianerin Johnna aus einer anderen Kultur und aus dem Refugium ihrer Dachkammer kommt. Wenn wir Menschen nur unter uns bleiben, machen wir uns zu Gefangenen unserer Prägungen und Wunschbilder. Hier, liebe Gemeinde, kommt natürlich die Religion ins Spiel. Der Gott, der Mose auf die Frage: Wer bist du? Wie ist dein Name? Antwortet: „Ich bin der Ich bin da.“

Im Stück gibt es, es ist ja ein amerikanisches Stück, auch Religion. Aber es ist civil religion, Opium fürs Volk. Es ist schon anrührend, wie Charlie, Violets Schwager beim Essen nach der Beerdigung das Tischgebet spricht: „Lieber Gott, wir bitten dich, dass du die Familie behütest in dieser traurigen Zeit, lieber Gott, bitte segne diese gute Frau und bewahre sie in deiner Gnade. Wir bitten dich, dass du auch Beverly behütest, wenn er seine Reise antritt. Wir danken dir, unser Gott, dass wir heute zusammen kommen können, um diesem vortrefflichen Mann die letzte Ehre zu erweisen, hier, bei seiner wundervollen Familie, und seinen drei wundervollen Töchtern. Wir sind wahrhaftig gesegnet mit unserer Gemeinschaft. Wir bitten dich, dass es uns wieder besser geht, dass wir besser werden, bessere Menschen werden. Stärker als je zuvor erkennen wir jetzt die Kraft, die Freuden einer Familie. Und wir bitten dich, diese Familie zu behüten und zu bewahren. Amen.“ Es ist anrührend, wie Charlie all die gesammelten auf die Familie projizierten Sehnsüchte in dieses Gebet fasst. Aber nachdem dieses rührende Gebet zu Beginn des familiären Abendmahls gesprochen wird, prügeln sich am Ende Mutter und Tochter am Tisch. Da wirkt das Beten doch nur wie die fromme Sauce auf das alltägliche Familienchaos. Ja, auch Religion kann zur Droge werden, dann verfestigt sie die desolaten Verhältnisse, privat wie gesellschaftlich. Der Glaube soll aber keine Droge sein, sondern eine wirkliche Kraftquelle.

Es ist gefährlich, unsere Partnerschaften, unser Familienleben zur wesentlichen Kraftquelle zu machen. Damit überfordern wir uns gnadenlos. Die Quelle ist der Gott, der sagt: Ich bin der Ich bin da. Und seine Kraft ist seine Liebe. Wir können in der menschlichen Liebe viel von dem erfahren, was göttlich ist: ein Stück Erfüllung, Ankommen, Ekstase und Aufgehobensein. Aber wir können Gott und das Göttliche nicht dadurch ersetzen. Denn Gott ist die Liebe. Wir Menschen können sie aufnehmen, durch uns hindurch wirken lassen und sie widerspiegeln. Doch Liebe schaffen können wir nicht. Wie der Mond das Sonnenlicht nur widerspiegelt und dennoch strahlt. Doch wenn er sagen würde: Schaltet die Sonne aus, ich will selber strahlen – es würde dunkel bleiben. Wir leben in der Liebe aus vorgegebenen Kräften und Quellen. Martin Luther hat einmal gesagt: „Die Liebe Gottes findet nicht vor, sie schafft sich, was sie liebt. Die Liebe des Menschen entsteht nur an dem, was sie liebenswert findet.“ Wir Menschen brauchen einen Reiz: Schönheit, erotische Anziehung, positive Eigenschaften, Sicherheit, die mir einer gibt ... Was uns sehr schwerfällt: den Mangel, das Reizlose zu lieben. Wenn überhaupt, können wir es nur hinnehmen. Aber oft endet eine menschliche Liebe mit dem Ende der Verliebtheit, mit dem Ende der gegenseitigen erotischen Anziehung, mit der Erfolglosigkeit, der Veränderung des einen, der Entdeckung: der ist ja ganz anders ... Unsere Liebe hängt so oft an Bedingungen. Daher kommt auch die Furcht: dem anderen nicht zu genügen ... Doch die wahre Liebe ist ohne Furcht. Gottes Liebe ist bedingungslos. Aber das ist wirklich göttlich, da sind wir Menschen schnell überfordert. Die Revolution des Evangeliums: Gott liebt den Sünder, die zu kurz Gekommene, die Lieblose, den Reizlosen, den Kraftlosen, den Ausgestoßenen. Und diese Liebe verwandelt uns Menschen gerade mit unseren Schattenseiten und Schwächen. „Liebe macht schön“, sagen wir aus Erfahrung. So ist es. Auch das Unanschauliche, Reizlose kann sich verwandeln zumindest in den Augen des

Liebenden. Genauso wirkt die Liebe Gottes. Doch diese Liebe ist manchmal sehr unscheinbar und gar nicht pompös und dramatisch. Gerade angesichts einer Krise, einer Krankheit, wenn der andere sich verändert: körperlich, seelisch – da kann die Liebe oft nicht alles sofort wieder zum Guten wenden. Doch die Gefahr ist, dass die Liebe sich dann abwendet. Aber Lieben heißt im Grunde und an den Grenzen manchmal einfach nur da sein in der seelischen Not, da bleiben in der Schwierigkeit und Verzweiflung. Das kommt uns manchmal so wenig vor, und doch ist es das entscheidende.

Das, was kein Mitglied der Weston-Familie schafft, nur eben Johnna, die Indianerin. Und am Ende steigt Violet hinauf zu ihr, und dieses Bild, wie sie auf der Leiter hochsteigt in die Dachkammer erinnerte mich an Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Wie er auf der Flucht vor seinem hasserfüllten Bruder Esau träumt, dass Engel auf einer Leiter Himmel und Erde miteinander verbinden, und Gott sagt ihm, dem Lügner und Betrüger, trotz allem seinen Segen und Schutz zu. Das ist die Kraft, die uns helfen kann, in unserem Familienalltag und -chaos Spannungen auszuhalten, mit einander zu streiten und uns zu versöhnen, einander zu beschämen und voreinander zu bestehen, Fehler zu machen und draus zu lernen, zu scheitern und wieder aufzustehen und immer wieder, wenigstens für Momente, für einander da zu sein. Amen.

Thomas Groll, Pfr.